

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 21

Artikel: Das südliche Bild
Autor: Steenken, E.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671760>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in der Schweiz ihren Anfang nahmen und heute — wie das Rote Kreuz — zu weltumspannenden Organisationen geworden sind.

Die Geschichte steht im allgemeinen im Ruf, ein Lehrfach zu sein, das aus einer halb sinnlosen Aneinanderreihung von Jahreszahlen — Schlachtendaten, Geburts- und Todesjahre von Feldherren und Staatsmännern, Staatengründungen und Zerfall — besteht. Die Schweizer Geschichte beweist, dass das Gegenteil der Fall ist. Wir finden in unserer Vergangenheit keine Diktatoren und Tyrannen, welche die Welt aus den Angeln heben wollten und nur ihr eigenes Volk und andere in den Abgrund rissen. Abseits vom lärmenden Geschehen der Weltgeschichte ging die Eidgenossenschaft ihren Weg und suchte das Land zu einem Staatswesen auszugestalten, in welchem jeder einzelne Bürger sein Leben in Freiheit und selbstgewählter Ordnung nach eigenem Gutdünken gestalten konnte.

Nationale Feiertage sind aber nicht nur da, sich selbst über den grünen Klee zu loben und die Vergangenheit im Rosalicht lieblicher Verklärung erscheinen zu lassen. Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Wenn die Schweiz vor Versuchen aggressiver Expansionspolitik seit dem Rückzug von Marignano bewahrt blieb, so hatte sie in ihrem Innern zu ringen gegen Kirchturmpolitik, gegen das Verschwinden im eigenen Schneckenhäuschen ungeachtet der Stürme ringsum. Materialistisches Denken lag immer im Widerstreit mit idealeren Motiven, und nicht selten siegte der nackte Egoismus: «Point d'argent, point de Suisses!» Auch heute noch will es oft schwer scheinen, über dem Ringen um Kleinigkeiten im politischen Alltag sich zu den gemeinsamen Zügen des Schweizertums zurückzufinden. Die Kriegs- und Notzeiten, die uns in diesem Jahrhundert übergenug beschert wurden, haben aber stets gezeigt, dass im entscheidenden Moment kleinliche Ueberlegungen zurücktreten und das Bindende das Trennende verdrängt.

Am diesjährigen 1. August sind es genau zweihundvierzig Jahre her, seit ein Krieg über die Welt hereinbrach, an dessen Folgen noch die heutige Generation zu tragen hat. Das Jahr 1914 sah die Schweiz in voller Kraft, einig und gerüstet den drohenden Gefahren entgegentreten. Diese Einigkeit hat damals nicht wenig dazu beigetragen, dass unser Land von den Kriegsgreueln verschont blieb — wenn diese Einigkeit uns erhalten bleibt, braucht uns vor der Zukunft nicht bange zu sein.

E. H. Steenken

D A S S Ü D L I C H E B I L D

Er war die literarische Hoffnung des kleinen Landes. Man hatte ihn geehrt. In der Aula der Universität durfte er jene Verse, die in langen Nächten gestaltet und geformt wurden, endlich lesen. Die Erregung liess ihn linkisch werden. Seine Stimme schien ihm fremd und ausserhalb seiner selbst zu tönen. War es nicht Vermessenheit, ja Verrat, diese feinen zerbrechlichen Gebilde einem Publikum, das nur an den offiziellen Erfolg glaubte, vorzusprechen? Seine keimenden Zweifel wurden im Applaus ertränkt. Ein Professor mit Silenbart, legitime Erscheinung des Offiziell-Sanktionierten, sprach über sein schmales Werk in Worten, die am Kern, am Wesentlichen mit erstaunlicher Einseitigkeit vorbeizielten.

Im Zimmer des Dekans wurde ihm der Preis überreicht. Man schmunzelte, die Damen hatten ein reizendes Lächeln. Er hielt ein Portefeuille aus rötlichem Leder in der Hand. Darin stak der Scheck. Der Professor bedeutete es ihm. Er dankte betroffen und mit einem rührenden Lächeln. Aber er war frei nun, er atmete auf.

Er vernahm noch eine Stimme: «Morgen also, lieber Freund, verlassen Sie uns. Die Provence wird Ihr Ziel sein. Glück, viel Glück. Ich bin sicher, dass dort das grössere Werk entstehen wird. Wir warten darauf, lieber Freund.»

Betäubt noch war er abgefahrene, der schmächtige ehemalige Kanzlist und nun souveräner Diener am Worte, ein freier Schriftsteller.

Gnade des Himmels, er war nahezu ein Ausgewählter. Er lächelte tapfer, mit jener rührenden Bitterkeit um die Mundwinkel, die die harten Jahre einsamen Aufsichselbstgestelltseins gezeichnet hatten. Einzig seine alte Mutter winkte ihm nach. Sie hob ihre gebrechliche Hand aus dem schwarzen Cape, es war ein winziges Zeichen im

turbulenten Bild des Bahnhofes, aber es war voll unsäglichen Glückwünschens. Bleib dir treu, mein Sohn, schien es zu sagen, blieb dir treu.

Dann war alles aufgesogen, verzehrt vom Gesang der Räder, der klingenden, rollenden. Felder zerschnitten sie, Wälder, blühende Gebreite, sie tauchten in die Nacht der Berge, rollten lange unter dem flirrenden Licht des Tagesgestirns. Und endlich war die blonde, die siegverheissende Sonne Frankreichs über ihm. Sie entzündete sein Blut, sie betäubte ihn aufs Neue.

Als er spät in der kleinen provenzalischen Stadt anlangte, erschöpft, schwitzend, verwirrt, musste er sich im stillen mehrmals seinen Namen zusprechen. Rudolf Graber, Rudolf Graber bin ich, kleiner Mann auf grosser Reise, ein Dichter unter Umständen... und wie hatte der Professor gesagt: «Ein Goldschmied der Silben.» Dichter? Er lächelte, es schien ihm nun ein leicht ridiküler Titel.

Er erwachte aus abgrundtiefem Schlaf. Inmitten eines fremden Landes war er tief in die heimatlichen Gründe und Ziele eingefahren. Er sass klein und furchtsam vor dem Hof seines Grossvaters im Bernbiet. Glocken läuteten, weiss blühten die Bäume. Irgend jemand, aber er wusste nicht wer, sagte: «Hör auf die erzenen Töne in der wehenden Luft. In ihnen ist alle Weisheit.» Da war ein rothaariges Wesen, bezaubernd schön, halb sanfte Frau, halb wilde Hexe, aus dem Scheunentor gesprungen, hatte ihn angeschaut, gegirrt und gesagt: «Weisheit, Töne... alles Chabis, mein Söhnchen. Nur das Leben ist wichtig, das rote Leben, das wunderbare Leben...»

Leben, Leben, er formte diese Worte noch mit seinen Lippen nach, als er langsam das fremde Zimmer um sich herum ins Bewusstsein aufnahm: Den Stuhl aus Eisen und mit einer Lehne in Schneckenform, den roten Steinfussboden, die Gravüre an der Wand, die einen Heiligen inmitten biblischen Volkes zeigte, den Waschständer, den ein glühender Sonnenstrahl in zwei Hälften schnitt, das bauschige Gelock der Gardine am Fenster.

Mit gefurchter Stirn sprang er auf, zweifelnd noch an all diesem, hob die Vorhänge und sah: Licht auf den südlichen Dächern, schwarze Kamine, Zypressen, die aus winzigen Gärten wie grüne Dome stiegen, einen trappelnden Esel und vor sich eine Wand in sanftem Rosa, durchbrochen von Balustraden, zwischen denen Agaven und Kakteen ihre bizarren Formen zeigten.

Martin Schmid

A U G U S T F E U E R

Es ist schön und feierlich, wenn beim ehernen Liede der Glocken auf dem Berggrat oder summenden Dorfplatz das Glütschen an den mit Petroleum getränkten Holzstoss gelegt wird, das Reisig sich brennend entfacht, knisternd aufleuchtet, seitwärts rote Schlangen himmel- und sternewärts zucken und züngeln, jetzt die enger geschichtete Mitte der Beige als Purpurwand dunkelrot losbricht, loht, lodert, knistert und endlich, eine gewaltige, krachende, heissatmende Säule wie ein Altar in wallendem Scharlach, Urelement seit grauen Tagen, auf dem Hintergrund des leise bewegten Sternenmantels der Nacht hochragt, ein schlanker, sprühender Lichtbrunnen, Kinder festlicher Landesfreude.

Was verweslich, lässt Asche werden; was unverweslich, das tragt als stille Flamme in jedes Haus, dass es, Geist und Liebe, im Herde brenne und Gemeinschaft wirke für alle Tage, die euch gegeben sind.

Er brauchte Tage der Gewöhnung. Das Licht, das schäumende, tat ihm weh. Sein Herz schlug unregelmässig. Der Wein, kaum an die Lippen gesetzt, berauschte ihn. Er lief planlos durch die Gassen, in denen der Staub des Mittags wolkte, er sann einem mystischen, flüchtig geschenkten Frauenlächeln nach, er verrechnete sich, er verlor Geld, er hatte Beklemmungen.

Auf seinem Tische warteten die weissen Blätter. Dass er einst Kanzlist gewesen, bewies die Ordnung. Bleistifte lagen neben dem roten Gummi und die Schreibmaschine hatte er neu geölt. Aber es gelang ihm nicht eine einzige Zeile.

Morgen für Morgen sah er zu der Wand in Rosa hinüber, die sich jenseits der Strasse erhob. Der grosse, terrassenförmige Balkon, der in die Mauer eingelassen war, offenbarte die langsam